

Vortrag zur Ausstellung der Fotografien „Schemen“ von Dr. Martin Thomé und der
Klangskulptur „Sense of balance“ von Iris Hoppe

Erphokirche, Münster, am 7.11.2021

Unser Leben zwischen Vertrautheit und Irritation

Prof. Dr. Erwin Dirscherl, Regensburg

Gerade der Herbst konfrontiert uns mit schemenhaften Wahrnehmungen. Die Nebelschwaden und die früher eintretende Dunkelheit lassen uns manches anders erscheinen als gewohnt. Manche halten die dunkle Jahreszeit schwer aus, wir suchen nach Licht und Wärme. Es verschwimmen Konturen und Grenzen, wir können nicht mehr so gut erkennen und das stört unsere Vertrautheit mit der Welt und den Menschen. Es irritiert uns. Diese schemenhafte Gestalt, die mir begegnet, wer ist es? Was führt die Person im Schilde, ist sie mir vertraut oder nicht? Die Welt wird uns befremdlich, das irritiert nicht nur, das macht auch Angst.

Denn Grenzen verschwimmen. Sie werden zu offenen Grenzen, die uns verunsichern können, aber letztlich davor bewahren, uns in begrenzte Räume einzuschließen und darin zu ersticken. Die uns helfen, nicht nur das Vordergründige zu sehen, das sich an der Oberfläche befindet, sondern tiefer zu blicken, selbst auf die Gefahr hin, mit Dunkelheit konfrontiert zu werden und die Helligkeit des an Belichtung gewöhnten Verstandes zu verlassen. Aber vielleicht kann es auch heller werden, wenn ich der Wirklichkeit auf den Grund und somit in die Tiefe gehen will und trotz der ungezählten Werbelichter unserer Zeit der Dunkelheit einer Wüste anvertraue, in der die Sterne auf eine so einzigartige Weise leuchten, wie es nur in der Nacht der Fall sein kann. Lichtverschmutzung gibt es nicht nur in der Natur, auch in unserem Denken, wenn es nur Klarheit und scharfe Konturen kennen will und sich nicht dem Geheimnisvollen, den Unschärfen, den schemenhaften Dimensionen der Erkenntnis aussetzt.

Bei der Betrachtung der Fotografie von Martin Thomé mit dem Titel „Der scharfe Blick“ besteht die Irritation darin, dass wir zunächst nur ein verschwommenes Bild sehen und uns fragen, was das denn wohl mit einem scharfen Blick zu tun haben soll. Erst auf den zweiten Blick sehen wir das Blitzen, den Licht- und Blickpunkt im Auge der im Bild befindlichen Person. Woher kommt das Licht? Da kam mir jenes zentrale Motiv in Erinnerung, das uns vor allem im kommenden Advent begleiten wird: Der Welt erstrahlt im Dunklen ein Licht. Das Licht bringt die Dunkelheit nicht zum Verschwinden, es erstrahlt in der Nacht und erhellt sie. Auch Menschen, die an Gott glauben, befinden sich nicht in einer Lichtzone ohne jede Dunkelheit.

Dafür ist nicht nur Paulus ein Beispiel. Er wusste als klarer Verfechter des Glaubens an den Auferweckten einerseits sehr genau, was er wollte. Andererseits aber verdanken wir ihm auch die zentrale Erkenntnis: Jetzt schauen wir in Spiegel- und Rätselbildern, dann aber schauen wir von Angesicht zu Angesicht. (1 Kor 13,12) Das ist kein Spruch für religiöse Fundamentalisten! Gott können wir jetzt noch nicht sehen, erst im Tod ist das möglich. Paulus hatte eine Vision des Auferweckten, so erzählt er es uns, und wir lesen in der Apostelgeschichte, dass er erblindet und eine Zeit braucht, bis er wieder sehen kann. Er wird zwischen Hell und Dunkel hin und her

gerissen. Er kann wieder sehen und bietet uns viele Erkenntnisse, aber er relativiert das Gesagte und bindet es an das Geheimnis Gottes zurück. Jetzt sehen wir in Rätsel- und Spiegelbildern, dann erst von Angesicht zu Angesicht!

Damit ist gesagt, dass wir alle Bilder, die wir sehen, und die Worte, die wir hören, immer wieder befragen und deuten müssen. Sie sind nicht eindeutig und klar. Das gilt für die Bibel als Gottes Wort im Menschenwort ganz analog wie für die Kunstwerke, die wir heute hier sehen. Die Exponate setzen sich unserer Deutung aus, sie exponieren sich, und egal, was der Autor oder die Künstlerin sich gedacht haben oder uns vielleicht sagen wollen, wir deuten deren Werke auf unsere Weise. Denn jeder und jede von uns hat im Raum eine andere Perspektive auf das Kunstwerk, selbst wenn wir am exakt selben Ort stehen würden, wie ein anderer, wäre es eine andere Perspektive, weil für unsere Deutung im Raum auch die Zeit eine bedeutende Rolle spielt.

Ich denke an das Bild von Martin Thomé mit dem Titel „Die Schwelle“. Ein Mensch betritt einen Raum. Er kommt uns entgegen wie die Zukunft, die uns permanent entgegenkommt. Er überschreitet die Schwelle von einem Raum zum anderen und von einer Zeit in die andere. Er kommt aus einer Vergangenheit, die vorüber gegangen ist. Und so wie die Zukunft in unsere Gegenwart eintritt, tritt er in unsere Wahrnehmung ein. Und wenn wir die Gestalt erkennen, mit ihr vertraut sind, dann kommen Erinnerungen in unseren Sinn und damit unsere Vergangenheit, die plötzlich wieder da ist. Obgleich sie vorübergegangen ist, tritt sie ebenfalls in unsere Gegenwart ein. Unsere Zeiten berühren sich und jede Betrachterin bringt andere Zeiten mit, die in die Deutung des Bildes einfließen. Das Kunstwerk als Ganzes tritt in unsere Gegenwart ein und wir treten in die Präsenz des Exponates ein, unsere Präsenzen berühren sich.

Vordergründig ist nur die Gegenwart da, die wir jetzt in diesem Kirchenraum gemeinsam erleben. Wenn wir hier die Kunstwerke mit all unseren Sinnen wahrnehmen, dann sind wir alle im Präsenzraum unseres Lebens, in unserem Körper anwesend. Wir sind Menschen aus Fleisch und Blut. Und in unserem Körper ist auch unsere Vergangenheit präsent, die mit unserer Gegenwart verwoben ist und bleibt. Unsere ganze Geschichte, die vordergründig hinter uns liegt, blickt mit auf ein Exponat oder auf eine Schrift und wenn wir anfangen zu deuten und nachzudenken, ist die Perspektive unserer Lebenszeit mit im Spiel. Die Konfrontation mit den Exponaten ruft möglicherweise Erinnerungen in uns wach, die wir nicht aktiv herbeirufen, sondern die uns plötzlich zugespielt werden. Wer die Klangskulptur von Frau Hoppe sieht, der erinnert sich an seine Wipperfahrungen als Kind. Da hat man wild geschaukelt und vieles ausprobiert. Mit diesen Erinnerungen nähert man sich dem Exponat an, das „Sense of balance“ benannt ist und unseren Körpereinsatz verlangt, unsere Sinne herausfordert so wie die Fotografien mit dem Titel „Schemen“. Auch die Erinnerungen können verschwimmen, sich schemenhaft entziehen, um einen wahren Kern herum, der ohne die Schemen nicht mehr erreicht werden kann. Wenn Paare sich daran erinnern, wie sie sich kennengelernt haben, dann kann es sein, dass zwei Varianten geboten werden. Wie war es damals wirklich? Wer hat wen zuerst angesprochen? Schemenhafte Erinnerungen, verunsichert durch die Variante des oder der anderen, die wir hören. Erinnerungen dessen, was uns wirklich widerfahren, was uns passiert ist, können sich über die Zeit hinweg verändern. Wir spüren mehr als wir wissend erkennen, eine Unsicherheit kann sich ergeben und der wahre Kern lässt sich nicht mehr in klarer Form erfassen, wie das Bild, das sich mir schemenhaft entzieht, obwohl ich doch etwas sehe und weiß, dass der Künstler bewusst eine Fotografie so inszeniert, dass ich sehen kann – und dann doch nicht sehe. Unsere Phantasie wird herausgefordert und geht mit uns auf die Reise

unserer Wahrnehmung, die Zeit braucht. Unsere Imaginationskraft moduliert die Bilder, die wir sehen.

Das kann einen ja schon kirre machen, denn ich will doch Klarheit! Und wenn ich mir sicher bin, den Künstler selbst oder die Frau des Künstlers auf den ausgestellten Fotografien zu erkennen, die aber auch beide verschwimmen, dann läuft in dieser Brechung bei der Wahrnehmung immer mit, was ich mit diesen beiden Personen schon erfahren habe. Wer die Personen nicht erkennt, wird eine andere Perspektive einnehmen und anders in den Dialog mit dem Exponat treten. Und diejenigen, die beide Personen auch erkennen, haben mit ihnen andere Erfahrungen gemacht und daher werden auch sie anders schauen und deuten.

Die Zeit, die wir miteinander teilen, die sich zwischen unser Ich und unser Selbst schiebt, macht uns selbst zu Schemen, die ein Leben lang noch nicht als Bild fixiert sind. Wir sind Bilder Gottes und müssen erst noch werden, was wir schon sind: Menschen.

Gott hat uns zu seinen Bildern gemacht. Emmanuel Levinas zieht daraus die Konsequenz, dass das Bilderverbot nicht nur auf Gott, sondern auch auf den Menschen zu beziehen ist. Du sollst dir kein Bildnis von Gott oder vom anderen Menschen, deinem Nächsten, machen, weil beide undefinierbar sind, nicht in ein umgrenztes Bild passen, das wir fassen könnten. Fixiere den Anderen nicht auf die Vorstellung, die du von ihm hast. Das tut ihm Gewalt an, es beraubt ihn seiner Transzendenz, denn er ist anders als du denkst. Auch der Mensch ist ein Geheimnis, das sich nicht in klare Grenzen einsperren lässt. Wir können den Anderen nur kennenlernen, wenn wir Zeit mit ihm teilen, die Zeit, in der er sich uns offenbaren kann.

Erst im Tod sind wir vollendet, perfekt. Aber dann geraten wir in eine grenzenlose und beziehungsreiche Liebe Gottes, wenn wir in ihn hineinstirben und das Leben sich auf eine unfassbar andere Weise in der Ewigkeit vollziehen wird. Im Leben gibt es jenen Abstand in uns und zu uns, denn wir mit der Selbstreflexivität beschreiben. Das Ich ist auf dem Weg zu einer Selbstwerdung. Und dieser Weg geht durch die Zeit, in der wir den andern Menschen und Geschöpfen begegnen. Die Zeit geschieht in uns, sie hinterlässt ihre Spuren auf unserer Haut, nicht nur in unserem Gedächtnis. In der Zeit offenbart sich uns der andere Mensch. Was uns passiert, geht uns unter die Haut.

Die Schemen irritieren unsere Vertrautheit mit der Welt. Ich glaube Dinge und Personen zu erkennen, aber ich bin mir nicht sicher. Unser Leben bedarf des Vertrauens, aber dieses Vertrauen gibt es nicht ohne die Fragilität und die permanente Veränderung unseres Lebens.

Davon zeugt auch die Installation der Wippe von Frau Hoppe. Hier werden wir auch in Bewegung gebracht. Miteinander ins Gleichgewicht zu kommen bedarf gegenseitiger Rücksicht und des Vertrauens, dass der oder die Andere das auch will. Es braucht Zeit, bis wir die Position finden, die uns gleichsam schweben lässt und in die Balance bringt. Wenn ich mich bewege, habe ich keinen festen Standpunkt, den ich noch suche. Wenn das Gleichgewicht erreicht ist bleibt meine Position aber dennoch fragil, nicht fixiert, sie ist in der Schweben. Eine Bewegung von mir oder des anderen kann wieder aus dem Gleichgewicht bringen. Spannung, Körperspannung liegt in der Luft. Es gibt keine scharf gezogenen Grenzen zwischen Ruhe und Bewegung, zwischen Sprechen und Schweigen, weil das eine in das andere übergeht und gerade die Übergänge und Zwischenräume so spannend sind. Ohne Bewegung und ein Verschieben oder Verrücken des Körpers geht das nicht. Ohne ein Gespür für mich und mein Gegenüber als Grundlage der Kommunikation, des Nachdenkens und Ausprobierens wird es nicht gelingen.

Die Sinne sind geöffnet, die Bewegungen der Personen sind spürbar und spielen sich aufeinander ein. Es braucht Geduld und Zeit, damit es gelingt.

Das gilt auch für das Betrachten der Fotografien. Hier treten immer neu Unschärfen in unser Blickfeld und auf diese Unschärferelationen in unserem Leben machen uns die Fotografien von Martin Thomé aufmerksam. Nicht alles ist so klar wie es scheint. Das Spiel zwischen Hell und Dunkel führt uns verrückterweise zur Bedeutung differenzierter Wahrnehmung. Wenn nicht alles klar ist, muss ich genauer hinsehen, mir Zeit nehmen für eine nähere Betrachtung. Und dann entdecke ich Übergänge zwischen dem Vertrauten und dem Fremden, zwischen dem, was ich schon kenne und dem Neuen, das mir mehr und mehr vertraut wird. Hartmut Rosa warnt, dass uns in Zeiten der ökonomisierten und verknappten Zeit die Zeit des Vertrautwerdens mehr und mehr genommen wird. Der Zeitdruck steigt und nimmt unmenschliche Formen an, wenn Menschen daran zerbrechen, ihre Effizienz permanent steigern zu müssen. Das verlangt nach einer Unterbrechung. Hier können wir uns die Zeit nehmen, mit den Exponaten vertraut zu werden. Denn ohne Vertrauen ist die Fragilität und Ambivalenz des Lebens schwer auszuhalten.

Der Atheist Jacques Wirion betont in seinem Dialog mit Hermann Kurzke zu Recht, dass Liebe nicht ohne Vertrauen geht. „Vertrauen ist in der Tat eine Provokation in einer Welt, in der überall das Misstrauen zu herrschen scheint. Die Haltung des Vertrauens geht von einer lebensfördernden Erwartung aus: Im Grunde, am Ende ist alles gut und in Ordnung. Sie stammt somit aus der eisernen Ration Optimismus, über die auch der hartnäckigste Pessimist noch verfügt. Das Vertrauen ist neben der Liebe eines der schönsten Gefühle in Bezug auf den anderen ... In der Tat ist Vertrauen – wie die Liebe – ein Wagnis in unserer durch Sicherheitsgarantien und Versicherungen versiegelten Welt. Es bringt in die Beziehung zum anderen einen Risikofaktor, einen Zuwendungsvorschuss, der in diesem Umfeld fast ans Abenteuerlich grenzt. Dort, wo Vertrauen herrscht zwischen Menschen, wird ein Stück Utopie Wirklichkeit. Ein chinesisches Sprichwort drückt das so einfach wie treffend aus: ‚Die best verschlossene Tür ist die, welche man offen lassen kann‘.“¹

¹ Hermann Kurzke/Jacques Wirion, Unglaubensgespräch, München 2005, 92f.